

Gerald Raunig: *Dividuum. Maschinischer Kapitalismus und molekulare Revolution* (Wien et al.: transversal texts, 2015) 256 Seiten.

Mit *Dividuum. Maschinischer Kapitalismus und molekulare Revolution* legt der Philosoph und Kunsttheoretiker Gerald Raunig eine vielschichtige Bestandsaufnahme vor, die unter der Perspektive des «Dividuellen», d.h. des Geteilten und Teilbaren, dem als Signum unserer Gegenwart präsentierten «maschinischen Kapitalismus» und dessen Auswirkungen auf Formen der Subjektivierung nachgeht. Anhand von verbreiteten, an Phänomenen wie sozialen Medien oder *Big Data* zutage tretenden Spielarten der Teilung entwickelt Raunigs Studie eine Dialektik des Dividuellen: Zwar führt, so der Kerngedanke, die sich heute vollendende Brechung des «Primats des Individuums» (223) einerseits zu neuen, gefährlichen Formen von Ausbeutung und Kontrolle, sie eröffnet jedoch andererseits auch ungekannte, emanzipatorische Optionen von «Unfügsamkeit» und «Widerstand».

Bereits das Einstiegskapitel legt den kritischen Anspruch der Untersuchung programmatisch offen, die auf eine Grenzziehung zwischen rein immanent bleibenden und potentiell revolutionären Gestalten des Dividuellen zielt. Am Beispiel des Schreibens bemüht sich Raunig um den Aufweis der Unzeitgemäßheit von «Textmaschinen», die, sei es in «autoritärer» oder «kommunitärer» Variante, unter den Vorzeichen des Autoren-Begriffs stehen. Diese seien insofern aus der Zeit gefallen, als sie der dichotomischen Logik von Individuum und Gemeinschaft unterstünden, die sowohl Vielheit als auch Singularität verunmögliche. Im Anschluss daran unterscheidet Raunig zwei Ausprägungen «dividuellen Schreibens», die er durch Interaktivität bzw. Transversalität kennzeichnet. Während erstere sich dem «Imperativ der Involvierung, des Engagements und der Selbstaktivierung» (17) unterwirft, sich so der «Indienstnahme» und «Inwertsetzung» ergibt, erweist letztere sich als emanzipatorische Praxis: Einem «transversalen Intellekt» entspringend, «genealogische Linien» rekombinierend und darin «eine synchrone wie diachrone Mitautorschaft der Vielen» (22) anerkennend, fällt diese Form des Schreibens nicht nur mit einer Auflösung individuell verstandener Autorenschaft zusammen; sie setzt überdies um, was Foucault als Aufgabe von Kritik unter spätkapitalistischen Bedingungen beschrieben hat – das Offenhalten von Freiheitsspielräumen durch eine «nicht *so* regierte, nicht *so* inwertgesetzte, nicht *so* gefügte Kooperation» (Was ist Kritik?, übersetzt von W. Seitter, Berlin: Merve 1990, 23).

Das erste Kapitel schließt mit einer prägnanten philosophischen Begriffsgeschichte des «Dividuums» bzw. des Dividuellen als wirkungsgeschichtlich marginal bleibender Gegenkategorie zum Individuellen. Bei Demokrit, vor allem aber bei Gilbert von Poitiers findet Raunig erste (in Arbeiten von Nietzsche und Deleuze erneut aufscheinende) Denkansätze, die Unruhe und Unabgeschlossenheit, die Bewegung und Vielheit nicht als defizitär ansehen, sondern sich gegen jede «Unterordnung

des Teilbaren unter das Unteilbare» (58), gegen jede Abwertung des Vielfältigen gegenüber dem Einen, des Anderen gegenüber dem Selben sperren – gegen jene Grundbewegung okzidentalen Denkens also, die Raunig anhand von Ciceros Übersetzung von Platons *Timaios* nachzeichnet. «Singularität» und «Streuung», «Ähnlichkeit» (als «Verkettung» der verschiedenen, unendlich kombinierbaren Einzeldinge) und «Mit-Förmigkeit» (als «Form-Mannigfaltigkeit») werden dabei als die entscheidenden Momente des Dividuellen namhaft gemacht (80ff.).

Das Anliegen, den ebenso üblichen wie fragwürdigen Gegensatz von Individuum und Gemeinschaft nicht allein qua Dekonstruktion der ersten Komponente zu überkommen, spricht aus dem folgenden Kapitel. In diesem verweist Raunig, sich mehr oder weniger prononciert von zeitgenössischen Denkern der Gemeinschaft wie Nancy, Esposito oder Agamben absetzend, zum einen auf das Problem eines «identitären Modus der Schließung» (103); zum anderen – und dies steht im Zentrum seiner Überlegungen – geht er der dem Begriff der Gemeinschaft eingeschriebenen Logik des *munus* nach, die den Einzelnen auf ein Verhältnis von «Opfer und Schuld, Preisgabe, Aufgabe, Abgabe» (105) von Singularität verpflichtet. Die angemessene Antwort auf die hier konstatierte Krise des vereinzelt Individual-Subjekts kann für Raunig demnach unmöglich in einer Hinwendung zu einem vereinten Kollektiv-Subjekt bestehen.

Ebenso wenig kann es freilich damit getan sein, sich blindlings auf aktuelle Manifestationen des Dividuellen, so z.B. auf *Social Networking* oder eine *Sharing Economy*, einzulassen. Dies versucht Raunig im dritten Kapitel aufzuweisen, das Exzesse und Pervertierungen des Teilens in den Blickpunkt stellt, die, indem sie Aspekte von Souveränitäts-, Disziplinar- und Kontrollgesellschaften verknüpfen, geradewegs in eine unbeschränkte «maschinische Indienstnahme» (139f.) münden. Insbesondere am Phänomen *Facebook* macht Raunig seine Kritik an hyper-dividualistischen Zügen der Gegenwart fest: Auf der Folie von Foucaults Überlegungen zu pastoraler Macht beschreibt er den von diesem ausgeübten «Bekennniszwang» bzw. die von den Nutzern lustvoll und, mit Nietzsche gesprochen, «frei-gehorsam» betriebene «Selbst-Zerteilung». Die gleichzeitig radikal vereinzeln wie vermassenden Normalisierungseffekte, die sich unter Beobachtung einer «nicht wissenden, unüberschaubaren, schweigenden Mehrheit der *friends*» (155) einstellen, produzieren der Interpretation Raunigs zufolge gänzlich administrierte und «gefügte Charaktere». Diesen, so Raunig mit Blick auf Entwicklungen im Bereich *Big Data* weiter, bliebe Freiheit nicht einmal in der Schwundform der Betätigung von Suchmaschinen erhalten – vielmehr seien sie einem «maschinischen Vorschlagswesen» (164) ausgesetzt, das noch die in der Suche enthaltenen Reste von Unbestimmtheit eliminiert.

Unter dem Titel der «Condivision» versucht das Schlusskapitel den Raum der Möglichkeiten zu vermessen, der zwischen halsstarrig verweigerter sowie «matt» und

«schläfrig» umarmter Dividualität besteht. Anstatt den Begriff des Dividuellen lediglich «als Beschreibung der neuesten kapitalistischen Transformationen» in Anschlag zu bringen, wird dieser dabei als «vielfältige Komponente aktueller sozialer Kämpfe» (241) diskutiert. Unter Zurückweisung der Vorstellung eines auktorialen (individuellen oder kollektiven) revolutionären Subjekts deutet Raunig an, welche Gestalt eine dividuelle politische Praxis annehmen könnte: Diese ist vor allem durch «dezentrale, polyzentrische, molekulare Organisationsweisen» (246) gekennzeichnet – durch singulär-plurale Formen der «Condividualität» oder des konjunktiv-disjunktiven «-Mit-», die sich von traditionellen Paradigmen der Identität, der Repräsentation und der Partizipation gelöst haben. Wie ein derartiges Anzapfen revolutionärer Reservoire aussehen könnte, veranschaulicht Raunig am Fall einer Um- bzw. Neudefinition des Rechts: Unter Verweis auf jüngere politisch-juridische Transformationen in Südamerika, die sich im Rückgriff auf heterogenste Narrative und Entwicklungslinien, insbesondere auf indigene Rechtskonzeptionen vollzogen haben (230ff.), unterstreicht er, dass «molekulare Revolutionen» sich nicht nur aus vielfältigen Quellen speisen und vielfältige Träger aufweisen, sondern macht deutlich, dass diese nicht totalisierend auf Systemsturz und Neuanfang zielen, sondern als «immanente Bewegung[en]» vielmehr «Breschen» (228) in bestehende Verhältnisse von Besitz und Herrschaft zu schlagen suchen.

Auch wenn die Hinweise zu Ressourcen wie zu Gestalten der Transformation teils allzu schemenhaft, teils allzu schematisch ausfallen, und auch wenn Positionierungen gegenüber vergleichbar gelagerten Momenten einschlägiger zeitgenössischer Theorieansätze – so z.B. zu Christoph Menkes an Benjamin anschließende Überlegungen zu einer «Entsetzung» des Rechtes oder zu David Grabers Reflexionen zu nicht-okzidental, vormodernen Kulturen und Traditionen als «Schatzkammern» menschlicher Möglichkeiten – wiederholt fehlen: Mit *Dividuum* gelingt Raunig eine in mehrfacher Hinsicht überzeugende Kritik der krisenhaften Gegenwart. Denn zum einen profiliert er den Verhältnisbegriff des «Maschinischen», das Menschen zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Weisen mit Dingen «verkettet», gegenüber alarmistischen wie euphorischen Erzählungen vom Triumph der Maschine über den Menschen; zum anderen macht er die Umrisse dessen sichtbar, was sich unter Bedingungen der gegenwärtigen «Mutation des Kapitalismus» (139) mit Hölderlin und Heidegger als «freies Verhältnis» oder, mit Foucault explizit ins Politische gewendet, als «Entunterwerfung» bezeichnen lässt. Indem Raunig die Suchscheinwerfer seiner Arbeit an Begriffen und Phänomenen des Geteilten und Teilbaren über den «vernebelten» Horizont dessen kreisen lässt, was uns ebenso ubiquitär wie gestaltlos angeht, leuchtet er Linien aus, die Ortsbestimmung und Orientierung ermöglichen.

Florian Grosser (St. Gallen)